

Citation style

Bahl, Peter: review of: Andreas Kitschke, Die Garnisonkirche Potsdam. Krone der Stadt und Schauplatz der Geschichte, Berlin: be.bra verlag, 2016, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016), p. 250-253, DOI: 10.15463/rec.reg.1697257678

First published: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte, 67 (2016)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

bewohnbaren Gebäuden ein Empfangs- und Verwaltungsgebäude als Hauptzugang, das Speisehaus der Nationen, ein Gemeinschaftshaus, Saunen, eine Sporthalle mit Sportplatz und eine Schwimmhalle, ein Ärztehaus, Kommandantenhaus und weitere Bauten. Das Personal bildeten abkommandierte Militärangehörige, zivile Angestellte und Arbeiter sowie ein „Jugend-Ehrendienst“ (S. 181).

Nach der Übergabe des Olympischen Dorfes am 10. Juni 1936 durch den Bauherrn, das Reichskriegsministerium, an das Organisationskomitee trafen zehn Tage später die ersten japanischen Olympiateilnehmer ein. Die am 23. Juni angekommene australische Mannschaft hatte ein „zahmes weibliches Känguruh namens Ossi mitgebracht.“ (S. 188) Insgesamt wohnten in dem Dorf Sportler aus 51 Nationen, von denen der spätere Olympiasieger Jesse Owens nach der Ankunft am 25. Juli in seinem Tagebuch festgehalten hat: „The village is a most beautiful place.“ (S. 193) Ergänzend heißt es in einer Schilderung des Dorflebens in der Zeitschrift „Der Kicker“ zeitgemäß über die ausländischen Dorfbewohner: „Natürlich haben sie hier schon in den ersten Tagen den Deutschen Gruß erlernt [...]“ (S. 194). Für die unterschiedlichen Bedürfnisse der Bewohner hat es Filialen der Deutschen Bank und der Disconto-Gesellschaft, ein Sportartikelgeschäft, eine Schreibwarenhandlung und ähnliche Läden gegeben. Sogar um besondere „Herzensangelegenheiten“ in dem „Dorf ohne Frauen“ (S. 195) hat sich das Bedienungspersonal gekümmert. Nach dem Ende der Olympischen Spiele und der Herausgabe des Amtlichen Berichts endete die Arbeit des Organisationskomitees im September 1937. Hübner hat auch die Medienberichterstattung untersucht.

Abgerundet wird die voluminöse Studie durch Informationen über die Zeit nach den Olympischen Spielen zunächst bis zum Ende des NS-Regimes. Das Gelände wird bis dahin mit der Bezeichnung „Olympisches Dorf“ – im Jargon „Olydorf“ (S. 242) genannt – als Kaserne und Lazarett benutzt.

Es schließt sich ein Exkurs über die Rezeption des Olympischen Dorfes in Bezug auf die Planungen für die olympischen Dörfer von 1940 in Tokio und Helsinki an. Am Ende des Zweiten Weltkrieges ist das Gelände am 24. April 1945 in die Hände der Roten Armee gefallen und von ihr bzw. später den Streitkräften der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten genutzt gewesen. Es ging in das Eigentum der Bundesrepublik Deutschland über, die es dem neuen Bundesland Brandenburg übertragen hat. Nach dem Erwerb durch die DKB-Stiftung für gesellschaftliches Engagement möchte diese ein „Museum für olympische Geschichte und Sport“ (S. 273) errichten und das Olympische Dorf in eine „Internationale Sport- und Begegnungsstätte umwandeln. Am 15. April 2006 hat der „regelmäßige Museumsbetrieb“ (S. 273) begonnen.

In der ausführlichen Zusammenfassung wird auf die ambivalente Erinnerung eingegangen und die regelmäßige Besuchsmöglichkeit hingewiesen. „Dies kann dazu beitragen, daß die Erinnerung und die Diskussion über dieses Relikt der OS [Olympischen Spiele] 1936, über diese in mehrfacher Hinsicht einmalige Anlage, wachgehalten wird und ihre Existenz gesichert bleibt.“ (S. 290)

Die häufige Verwendung von Abkürzungen erschwert das Lesen dieser äußerst informativen Untersuchung, ebenso wie das Weglassen der Vornamen der Autoren, von denen durchgängig nur die Anfangsbuchstaben genannt werden. Angesichts des umfangreichen Volumens dieser sorgfältig recherchierten Untersuchung von 636 Seiten – davon hat allein der Bildteil 141 Seiten mit Schwarz-Weiß- und Farbbildungen – sei dem Autor, dem Eigentümer und Finanzier der Studie sowie dem Verlag eine Taschenbuchversion empfohlen. Diese könnte dazu beitragen, das in dem Band zusammengetragene Wissen zu popularisieren.

*Kurt Schilde*

**Andreas Kitschke: Die Garnisonkirche Potsdam.** Krone der Stadt und Schauplatz der Geschichte. Hg. von der Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche Potsdam e.V. Berlin: edition Q im be.bra verlag 2016, 400 S., zahlr. s/w- und farb. Abb.

Wollte man alle seit 1990 über die Potsdamer Garnisonkirche erschienenen Veröffentlichungen nennen, käme man schnell ins Schleudern. Ihre Zahl wird immer größer, je länger sich der Wiederaufbau und die kontroversen Diskussionen hinziehen. Doch sind darunter nur wenige Monographien, die den Anspruch umfassender Würdigung des Baus erheben dürfen. Während der Architekt und Kunst-

historiker Ludwig Bamberg, ohne die Nutzungsgeschichte auszublenden, 2006 im wesentlichen eine auf Architektur und Städtebau gerichtete Darstellung vorgelegt hat, geht es dem seit Jahrzehnten in seiner Heimatstadt wirkenden und publizierenden Potsdamer Bauhistoriker Andreas Kitschke um eine Gesamtdarstellung, die alle Aspekte einbezieht, neben Ausstattung und Nutzung auch die „Schauplatz“-Funktion. Legt man sein neues Buch und sein 1991 erschienenes Text- und Bildwerk zur Garnisonkirche (vgl. die Rezension in JBLG 42 (1991), S. 165f.) nebeneinander, so fällt sogleich der immense (Forschungs-)Fortschritt auf, die erheblich verbreiterte Materialbasis, sowohl was schriftliche Quellen angeht als auch die zahllosen, zum Teil erstmals publizierten Fotografien seltenster Perspektiven und nie gesehener Details. Allein der Anhang (127 S.) ist jetzt schon umfangreicher als das ganze Buch 1991 (111 S.).

Dennoch ist auch das jetzt vorgelegte Opus keine abschließende, rückblickend-deskriptive Bau-monographie, sondern zugleich Bilanz der bisherigen Forschung, Aufbereitung des gesamten Wissens, das uns heute über die Kirche zur Verfügung steht, und – wissenschaftlich durch Quellen bestens abgesichertes – Plädoyer für den Wiederaufbau. Auf diesen Doppelcharakter weist schon die Herausgeberschaft hin, letztlich auch schon der zutreffende, aber nicht sonderlich gelungene Untertitel.

In sieben großen, jeweils weiter unterteilten Kapiteln durchschreitet Kitschke bewusst nicht nur die Baugeschichte im engeren, architektur- und kunstgeschichtlichen Sinne, sondern schreibt auch eine Geschichte des Bauwerks im Kontext der Stadtgesellschaft und der politischen und kulturellen Entwicklung Preußens und Deutschlands. Im ersten Kapitel „Potsdam und seine bekannteste Kirche“ (S. 23–43) werden einzelne Aspekte vertieft, darunter der Charakter als Simultankirche für Lutheraner und Reformierte (S. 27–29), die Persönlichkeit des stadtbekanntesten Organisten und Glockenisten Otto Becker (1870–1954) (S. 35–39) und die NS-Zeit zwischen Kirchenkampf und Anpassung (S. 39–43). Ein eigenes Unterkapitel ist hier auch der vergessenen Bedeutungsebene als Konzertstätte im Zeitraum von 1797 bis 1944 gewidmet („Die Garnisonkirche als bedeutendste Musikstätte“ Potsdams, S. 30–35), in dem freilich vieles, nicht zuletzt aus der Hochzeit von 1918 bis 1944, nur angerissen werden kann. Das zweite (reich bebilderte) Kapitel behandelt den städtebaulichen Kontext (S. 45–69) und mündet in ein Unterkapitel zum „Potsdamer Dreikirchenblick“, jenes „unverwechselbare(s) Panorama, dessen Rhythmus heute allenfalls noch im flandrischen Gent zu finden ist“ (S. 68). Das dritte Kapitel geht auf den ersten Vorgänger, die Schlosskapelle im Stadtschloss ein, wofür Kitschke nun auch deren von der Forschung zumeist vernachlässigte Kirchenbücher ausgewertet hat (siehe dazu aber schon deren Auswertung in den im Literaturverzeichnis fehlenden beiden Arbeiten des Rezensenten über „Paten in der Reformierten Schloß-Gemeinde Potsdam 1662–1688“ bzw. „... 1688–1713“ im Genealogischen Jahrbuch 39 (1999), S. 143–185, und 41 (2001), S. 115–155), auf den unmittelbaren Fachwerk-Vorgängerbau am Standort (auch zu dessen Wagner-Orgel), die Waisenhauskirche, die benachbarte ehemalige katholische Garnisonkirche bei der Gewerfabrik und auf die ehemalige russisch-orthodoxe Garnisonkirche. Diese hier (willkommene) Exkurse bildenden einzelnen Unterkapitel werden gewiss in der vom selben Verfasser angekündigten Monographie über alle Potsdamer Kirchen ausführlicher ausfallen. Sehr viel umfangreicher ist natürlich das vierte Kapitel (S. 83–143), in dem die Gestalt des Gerlach-Baues einschließlich der Bauplastik und ausführlich auch dessen Ausstattung beschrieben werden, neben den erwarteten Unterkapiteln zu Wagner-Orgel, Glockenspiel und Kanzel-Gruf-Bau stehen solche zu den in der neueren Literatur seltener behandelten Elementen Altar- und Taufisch, Fahnen, Vasa sacra, Taufschale und Taufkanne. Auch im fünften Kapitel „Geschichtliche Ereignisse in der Garnisonkirche“ (S. 145–197) werden neben den unverzichtbaren, aber allseits bekannten Episoden (Bach 1747, Napoleon 1806, Tag von Potsdam 1933 usw.) 26 weitere Ereignisse behandelt, von der Bestattung Friedrich Wilhelms I. 1740 über den Festgottesdienst zur Einsegnung der ersten nach der Städteordnung gewählten Stadtverordnetenversammlung 1809 bis zum „Nachfolgebau“ Datenverarbeitungszentrum 1968/72. Kaum bekannt sein dürfte die Tätigkeit des niederländischen Arado-Zwangsarbeiters Adriaan Strybos als Aushilfsorganist 1944 (S. 181 f.). Das umfangreichste Kapitel ist schließlich den „Instandsetzungen und Umgestaltungen der Kirche“ gewidmet (S. 199–265). Auch hier werden von 1737 (Montierungskammern auf dem Dachboden) bis zu Abriss

und Wiederaufbauplanungen nicht nur Außenbau und Innengestaltung, sondern auch alle nur denkbaren Details behandelt, z.B. der Opferstock der Potsdamer Künstler-Gilde von 1928 oder die Interimsbaumaßnahmen an der Ruine 1950 und 1966. Abschließend folgt ein „Epilog: Die neue Potsdamer Mitte“ (S. 267–270), in dem der Autor die Stadtplanung der Nachkriegs- und DDR-Zeit sowie vor allem die nach der Wiedervereinigung und in der Gegenwart in knappen, aber treffenden Bemerkungen danach bewertet, was sie Negatives oder Positives, Destruktives oder Konstruktives für das Gesamtbild der Stadt Potsdam bewirkt haben. Der städtischen Denkmalpflegebehörde der Nachwendezeit und Gegenwart attestiert er „Stringenz“ und eine vorbildliche Sanierung der noch erhaltenen originalen Bausubstanz (S. 268).

Im Anhang schließlich wird für jede zukünftige Beschäftigung mit der Garnisonkirche eine ganz neue Basis geschaffen. Nach einer Zeittafel zur Geschichte Potsdams und seiner Garnisonkirche, die den Bau wiederum in die größeren Zusammenhänge in und außerhalb der Stadt seit der Reformation 1539 (bis 2014) einbettet (S. 273–285), werden sämtliche Pfarrer bis hin zu den nur kurzzeitig amtierenden Standortpfarrern im Zweiten Weltkrieg oder den Hilfspredigern soweit möglich in Kurzbiogrammen vorgestellt sowie alle Kantoren, Organisten und Küster, zumeist mit Lebensdaten, aufgelistet (S. 286–301), darunter mit vielfach neuen, anderswo noch nicht zu findenden Rechercheergebnissen. Es schließt sich an ein eindrucksvolles Verzeichnis jener 30 „Männer des 20. Juli 1944, die zur Militärgemeinde der Garnisonkirche gehörten“ (S. 302–307), jeweils mit kurzen Bemerkungen. Ganz außergewöhnlich für eine heutige derartige Publikation ist aber nun der Dokumenten-Anhang von nahezu fünfzig Seiten, in dem 97 Quellen aus der Zeit von 1721 bis 2011 vollständig oder in Auszügen ediert oder registriert wiedergegeben werden (S. 308–356). Auch hier zeigt sich das Ergebnis der jahrzehntelangen Forschungen des Autors, der, wie im Hauptteil des Buches, kein Detail weglässt und damit jedem, der sich mit einem oder mehreren Aspekten des Baus weiter beschäftigen will, eine ideale Arbeitsgrundlage schafft. Besonders erwähnt seien die allein 68 edierten Kabinettsordres Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen sowie die detaillierten Baubedarfsaufstellungen für das Glockenspiel (1733/35) nebst dessen Inventar (1860), die ausführlichen Berichte über Instandsetzungsarbeiten 1881 (S. 321f.) und 1930 (S. 323–326) sowie die Sicherungsarbeiten 1966 (S. 326–328), schließlich der Text einer Resolution vom 25. April 1968 gegen den geplanten Abriss (S. 328f.) und der Ausschreibungstext zur Wiederaufbauplanung von 2011 (S. 353–356). Unnötig zu betonen, dass auch hier allenthalben der orgelsachverständige Autor Orgel und Glockenspiel großen Raum einräumt bis hin zu solchen scheinbaren Kleinigkeiten wie dem Text des Reisepasses für den Glockenisten Carseboom, als dieser 1721 nach Amsterdam reiste „wegen des zu Potsdam anzulegenden Glockenspiels“ (S. 337f.). Es folgen Anmerkungsteil (Endnoten) (S. 357–374), Literaturverzeichnis (S. 375–384), ein akribisch gearbeitetes, sogar die Danksagung erschließendes Personenregister (weitgehend mit Lebensjahren) (S. 385–397), Abbildungsnachweis und Danksagung.

Mag den einen oder anderen wiederaufbaukritischen Leser der an vielen Stellen des Buches in Bild und Schrift durchscheinende Plädoyercharakter stören, allein die umfassende, den Bau geradezu feiernde Bebilderung spricht schon für sich. Sie erlaubt es erstmals, das vor allem innen so schwer zu überblickende (und zu fotografierende) Gebäude aus allen nur denkbaren Blickwinkeln zu betrachten, innen und außen, oben und unten. Die Vielzahl der aus Archiven und nicht zuletzt aus Privatbesitz gehobenen Bilderschätze bietet auch dem Potsdamkenner vieles Neue. Bei allem Parteinehmen für den Bau bleibt Kitschke aber doch wohlthuend sachlich und arbeitet mit abgewogenen Argumenten und einer großen Zahl von Fakten. Wie verlässlich er arbeitet, lässt sich aus seinem penibel-akkuraten und stets umsichtigen Umgang mit Quellen ablesen, aus dem man guten Gewissens auf die Auswertungsarbeit hochrechnen kann.

Polemische Spitzen, die er 1991 noch verwendete, sind nun verschwunden: Aus „gerasterte(r) Pseudo-Architektur der Plattenbauweise“ (1991, S. 549) ist jetzt „Raster-Architektur der Plattenbauten“ (2016, S. 267) geworden. Dem Argument der Wiederaufbaugegner, in der Kirche seien Soldaten auf „Gehorsam bis in den Tod“ eingestimmt und die religiöse Deutung des Krieges als Gottes Wille gepredigt worden, setzt er entgegen, dass die Garnisonkirche damit zum Sündenbock stilisiert werde,

„obwohl vor 1945 in den allermeisten Kirchen nichts anderes geschah“ (S. 21). Die extremistischen Ränder an beiden Seiten der Gesellschaft sind der Diskussion nicht hilfreich: „Aufmärsche in rechter Gesinnung hat es Gott sei Dank bisher nicht gegeben, wohl aber solche von linksorientierten Gruppen. Sie waren nicht immer friedlich.“ (S. 20). Insgesamt geht es Kitschke darum, die kontroversen Diskussionen in eine von Respekt und Faktentreue getragene Atmosphäre zu überführen. Der Schlussabsatz des Vorwortes verdeutlicht, was dem Autor wirklich am Herzen liegt (S. 21): „Die Rekonstruktions-Befürworter sind sich der Tatsache bewusst, dass die Garnisonkirche immer ein ‚Stein des Anstoßes‘ sein wird, und dass die große öffentliche Aufmerksamkeit eine Verpflichtung bedeutet. Die Geschichte dieser Kirche lehrt uns, wie schnell gute Vorsätze und allgemeingültige Werte einer Gesellschaft in Gefahr geraten können, wenn das Gewissen nicht an den Geboten Gottes geschärft wird, und wie schnell Freiheit in Unterdrückung münden kann. Möge der Wiederaufbau gelingen! Möge er an die Wechselfälle der Geschichte erinnern, wieder neu an Treue und Redlichkeit als zeitlose Grundtugenden gemahnen und ein Ort lebendiger Gemeinschaft von Christen werden, die Politik und Gesellschaft aus dem Geist des Evangeliums heraus erneuert.“ *Peter Bahl*

**Peter Knüvener, mit Beiträgen von Christa Jeitner und Detlef Witt: Die mittelalterlichen Kunstwerke des Johann-Friedrich-Danneil-Museums in Salzwedel.** Sammlungskatalog. Berlin: Hendrik Bäfler Verlag 2016, 192 S., 22 Farbtaf., 241 s/w-Abb., 1 Kt.

Im Winter 2015 erschien der Bestandskatalog der mittelalterlichen Stücke aus dem Johann-Friedrich-Danneil-Museum in Salzwedel. Damit legt Peter Knüvener nach dem für Mediävisten aller Couleur so hilfreichen Bestandskatalog „Mittelalterliche Kunst aus Berlin und Brandenburg im Stadtmuseum Berlin“ nun ein weiteres Grundlagenwerk vor. Denn das Danneil-Museum, dessen Sammlungen auf das frühe 19. Jahrhundert zurückgehen, beherbergt, wie auch das Altmärkische Museum Stendal, einen der drei umfangreichsten Bestände an mittelalterlichen Objekten der Mark Brandenburg. Der Katalog trägt daher wesentlich zur kunsthistorischen Beachtung der Kulturlandschaft der Mark im Mittelalter bei.

Der 192 Seiten starke Katalog beginnt mit einer kurzen Einführung in die Sammlung und ihre Geschichte sowie einer kunsthistorischen Einleitung. Letztere hält sich nicht mit fachspezifischen Feinheiten wie beispielsweise der Frage nach dem Schönen Stil und der Internationalen Gotik auf, sondern bietet einen kursorischen Überblick. Dabei werden bereits zahlreiche Objekte des Kataloges vorgestellt bzw. als Exemplum angeführt, was den Neugierigen zu heftigem Blättern verleiten kann. Diese Kapitel bieten einen gelungenen Einstieg in und Überblick über den folgenden Kataloginhalt. Auch die Sammlungsgeschichte wird einem Katalog angemessen kurz abgehandelt und dabei auf die schmale Quellenlage hingewiesen. Daher verwundert es vielleicht nicht, dass der für das Museum namengebende und für die Altmark doch so bedeutsame Historiker und Prähistoriker, der Salzwedeler Gymnasialdirektor Johann Friedrich Danneil (1783–1868), nicht weiter vorgestellt wird.

Im Rahmen der beiden Einleitungen weist der Autor selbst außerdem auf die Wichtigkeit eines solchen Bestandskataloges – über dessen Vollständigkeit leider nichts gesagt wird – treffend hin. Er führt auf, welches Schicksal die unpublizierten Stücke haben, die selbst in modernen Erfassungswerken nicht auftauchen im Gegensatz zu Objekten, die in den kunsthistorischen Diskurs eingeführt werden.

Innerhalb des Kataloges sind die in 74 Katalognummern zusammengefassten Objekte nach Objektart chronologisch sortiert. Objektgruppen aus demselben ursprünglichen Herkunftsort wurden sinnvollerweise nicht auseinandergerissen (vgl. Katalog Nr. 32: Teile eines Flügelaltares aus Binde und eine Marienfigur, die heute nicht mehr zur Sammlung gehört, sondern in der Dorfkirche Kuhfelde aufgestellt ist). Besonders hilfreich für einen effizienten Umgang mit dem Werk sind das Verzeichnis der Objekte nach Herkunftsorten und eine darauf bezogene Karte der Altmark.

Fast alle Texte stammen vom Peter Knüvener selbst. Der Vorschlagscharakter mancher Zuordnungen oder Datierungen ergibt sich aus der schmalen Quellen- und Forschungslage. Diese erwähnt der Autor eingangs und beginnt nun dankenswerterweise mit der Beseitigung dieses Missstandes. Dabei